Missionsberichte für den Gottesdienst

Herausgegeben von der Generalkonferenz der Siebenten-Tags-Adventisten

Viertes Vierteljahr 2024
Nordamerikanische Division

Als Micah elf Jahre alt war, hörte er eine Missionsgeschichte vom Camp Polaris. Sechs Jahre später reiste er selbst dort hin. Was er im Camp erlebte, erfahren wir am 14. Dezember.

Missionarische Projekte

1. Begegnungszentrum für die indigene Bevölkerung Alaskas in Bethel, Alaska, USA
2. Missionsaktivitäten anlässlich der Generalkonferenz 2025 in St. Louis, Missouri, USA
3. Gesundheitszentrum und Gemeindegründung in Baltimore, Maryland, USA

Einführung

In diesem Quartal stellen wir euch die Nordamerikanische Division vor, die für die Arbeit der Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten in den Vereinigten Staaten, Kanada, dem französischen Überseegebiet Saint-Pierre und Miquelon, dem britischen Überseegebiet Bermuda, den US-Territorien Guam, Wake Island und den Nördlichen Marianen im Pazifischen Ozean sowie den drei benachbarten Staaten Palau, den Marshallinseln und den Föderierten Staaten von Mikronesien zuständig ist. Die Region ist die Heimat von 372 Millionen Menschen, von denen 1.224.769 Adventisten sind. Damit ist einer von 304 Einwohnern Adventist.

Auch im 21. Jahrhundert ist die Nordamerikanische Division noch ein Missionsfeld. Als ich durch die Division reiste, um Missionsberichte für dieses Quartal zu sammeln, wurde ich auf kraftvolle Weise daran erinnert, dass es noch ungeheuer viel zu tun gibt, um das ewige Evangelium unter der indigenen Bevölkerung zu verkünden. In Alaska gibt es zum Beispiel über 200 indigene Gemeinschaften, aber die Adventisten sind in nur elf von ihnen präsent. „Wir brauchen missionarisch denkende und handelnde Mitarbeiter, die in Alaska wirken und dienen", sagte Tandi Perkins, Verantwortliche für die Missionsarbeit in Alaska, die meinen Besuch koordinierte.

In diesen Missionsberichten liest du Erlebnisse aus verschiedenen Orten in Alaska. Du liest außerdem Berichte, die eine Verbindung zu früheren Projekten der besonderen Missionsgaben in den Städten Holbrook und Page, Arizona, haben. Die besonderen Missionsprojekte dieses Quartals siehst du auf der Titelseite.

Die englischsprachige PDF-Version der Missionsberichte kann unter bit.ly/adultmission und die Mission Spotlight-Videos (in Englisch) können unter bit.ly/missionspotlight heruntergeladen werden.

Vielen Dank, dass du die Glieder deiner Gemeinde ermutigst, sich missionarisch zu engagieren!

Andrew McChesney
Herausgeber

Keine Angst vor Skinwalker

Allison, eine Reitlehrerin an der adventistischen Holbrook Indian School, hörte zum ersten Mal von Skinwalker, als die Schülerin Kai sie energisch aufforderte, nicht im Dunkeln zu pfeifen. „Warum?“, fragte Allison, die gern pfiff. Kai erklärte ängstlich, im Dunkeln zu pfeifen würde Skinwalker anlocken. In ihrer Navajo-Kultur ist ein Skinwalker ein böser Zauberer, der die Fähigkeit hat, sich in ein Tier zu verwandeln oder sich als ein Tier zu verkleiden.

Allison versicherte dem Mädchen, dass Gott mächtiger sei als jeder Skinwalker und dass sie, wenn sie sich Gottes Team anschließe, nichts zu befürchten habe. „Ich werde weiterpfeifen“, sagte sie freundlich. „Es tut mir leid, aber ich gehöre nur zu Gottes Team.“ Als Kai merkte, dass sich Allison keine Sorgen machte, und als sie begriff, dass auch sie selbst Teil von Gottes Team sein konnte, hatte sie keine Angst mehr.

Kai war nicht das einzige Mädchen an der Holbrook School, das Angst vor Skinwalker hatte. Die 15-jährige Enola nahm jeden Abend eine Freundin mit, wenn sie in den Stall ging, um ihr Pferd zu füttern. Allison hatte es ihr erlaubt, als sie merkte, dass das Mädchen Angst vor der Dunkelheit hatte. Dann berichtete Enola eines Morgens, dass sie am Vorabend zum allerersten Mal allein zum Stall gegangen war. „Hattest du keine Angst vor der Dunkelheit?“, fragte Allison überrascht. „Doch, natürlich hatte ich Angst“, antwortete das Mädchen, „aber ich wollte herausfinden, ob etwas passieren würde.“ „Was meinst du damit?“, fragte die Lehrerin. „Im Dunkeln ist es nicht sicher. Skinwalker können dich erwischen.“ Da verstand Allison Enolas Angst vor der Dunkelheit. Sie fragte: „Und ...?“ „Und ... nichts ist passiert!“, rief Enola aus. „Natürlich nicht!“, erwiderte Allison.

„Nein, du verstehst das nicht“, sagte das Mädchen. „Ich wurde schon einmal fast von ihnen erwischt. Doch dann stellte ich fest, dass sie mich hier nicht kriegen können.“ „Erzähl mir mehr“, forderte Allison sie auf.

„Auf dem Schulgelände scheint mich nichts Böses erreichen zu können“, erklärte Enola. „Manchmal frage ich mich: Wenn ich einen Fuß auf die eine Seite des Haupttors und den anderen auf die andere Seite stelle, können sie dann eine Hälfte von mir packen?“ Sie lachte.

Allison lächelte. Sie war froh, dass Enola die Macht des Gottes des Himmels auf dem Schulgelände von Holbrook in Arizona erlebte. Enolas Entscheidung, allein im Dunkeln zum Stall zu gehen, ließ sie erfahren, wie vertrauenswürdig Gott ist. Es war gut, in seinem Team zu sein!

Die Erlebnisse erinnern Allison daran, dass Holbrook eine echte Missionsschule, ein wirkliches Missionsfeld in den USA ist.

Dank eurer besonderen Missionsgaben 2018 und 2021 konnte die Holbrook Indian School weiter ausgebaut werden, sodass noch viele Schüler lernen können, ihre Angst vor Skinwalker zu überwinden.

Zeit aufzugeben?

Schweren Herzens beschloss Pedro, dass es an der Zeit war, als Schulleiter der adventistischen Holbrook Indian School in Arizona zurückzutreten. Zwölf Jahre als Schulleiter lagen bereits hinter ihm. In letzter Zeit hatte er einige schwierige Gespräche mit mehreren Mitarbeitern führen müssen. Er hatte über die Herausforderungen des nächsten Schuljahres nachgedacht. Die Last schien ihn zu erdrücken.

Aber dann erinnerte sich Pedro an das Versprechen, dass er Gott am ersten Tag als Schulleiter gegeben hatte. Er hatte gebetet: „Gott, du hast die große Aufgabe, mir bei diesem Job zu helfen. Ich werde hierbleiben, bis du etwas anderes sagst." Jetzt, an diesem harten Tag, sprach Pedro wieder mit Gott. „Ich erinnere mich an mein Versprechen", sagte er. „Ich möchte mein Wort halten. Sag mir bitte, ob ich bleiben oder gehen soll." Er erhielt keine sofortige Antwort. Also tat er das, was er den Lehrern und Schülern von Holbrook oft riet: Er wartete auf Gott.

Eine Woche verging.

Dann hörte Pedro, dass Raine, die vor zwei Jahren die erste Klasse besucht und dann die Schule verlassen hatte, zurückkehren wollte. Raine war sehr klug. Ihre Mutter hatte sie während der Coronapandemie für zwei Jahre nicht zur Schule geschickt. Viele indigene Eltern hielten ihre Kinder in diesen zwei Jahren von der Schule fern. Pedro hoffte, dass Raine zurückkehren würde. Aber er war skeptisch. Schon zweimal war von ihrer Rückkehr die Rede gewesen, doch sie war nicht zurückgekehrt.

Kurze Zeit später hörte Pedro, dass Raines Mutter bereit war, einen Termin mit ihm zu vereinbaren. Pedro führte Gespräche mit zurückkehrenden Schülern, die lange weg gewesen waren, immer persönlich durch. Er freute sich über die Anfrage, war sich aber nicht sicher, ob Raines Mutter wirklich kommen würde.

Am vereinbarten Termin sah Pedro Raine und ihre Mutter aus dem Auto steigen. Er ging ihnen entgegen, um sie zu begrüßen. Als Raine ihn sah, lief sie auf ihn zu und umarmte ihn. In diesem Moment wusste Pedro, dass er seine Antwort hatte. Es war noch nicht Zeit, Holbrook zu verlassen. Gott wollte ihn noch an dieser Schule gebrauchen.

Nach dem Gespräch sagte Pedro zu Raine: „Ich freue mich darauf, dich an deinem ersten Schultag, am 13., zu sehen!" „Erst am 13.?", fragte sie. „Möchtest du schon eher hierher zurückkommen?", erwiderte Pedro. „Ja!", rief Raine sofort aus. „Ich wünschte, ich könnte an dem Datum etwas ändern", meinte Pedro, worauf Raine erwiderte: „Bist du nicht der Schulleiter? Du kannst alles machen!"

Sie hatte recht. Pedro konnte alles machen – mit Gottes Hilfe. Oder wie Paulus schrieb: „Alles kann ich durch Christus, der mir Kraft und Stärke gibt" (Philipper 4,13 Hfa).

Ein Weckruf

Marisa, der es psychisch nicht gut ging, da sie seit der Coronapandemie arbeitslos war, wachte plötzlich um 2:30 Uhr morgens auf. Sie bemerkte ein ungewöhnliches, helles Leuchten draußen vor dem Fenster. Als sie genauer hinsah, sah sie Flammen an der Hauswand emporlodern. Das Mehrfamilienhaus, in dem sie wohnte, brannte!

Marisa rief nach ihren beiden Hunden, Maggie und Daisey, die ängstlich in einer Ecke kauerten. Marisa öffnete die Wohnungstür – schwarzer Rauch strömte herein. Sie schlug die Tür zu. Marisa und die Hunde gingen auf den Balkon. Das Wohngebäude lag neben einem Park, in dem Obdachlose schliefen. Diese klopften nun hektisch an Fenstern und Türen und drängten die Leute, aus ihren Wohnungen zu kommen. Ein obdachloser Mann schien das Kommando zu haben und Marisa rief ihm zu: „Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich komme nicht durch meine Wohnungstür hinaus." Der Mann schaute hoch und sagte: „Wenn du leben willst, musst du springen." „Aber ich habe zwei Hunde", antwortete Marisa. „Du musst sie hinunterwerfen!"

Marisa ließ einen Hund nach dem anderen fallen. Anschließend kletterte sie über das Geländer und sprang auf den Balkon im zweiten Stock. Von dort aus sprang sie auf die Erde. Dabei zog sie sich Prellungen und einen verstauchten Knöchel zu, aber sie bemerkte es nicht. Ihre einzige Sorge galt ihren Hunden. Eine Nachbarin sagte, sie habe gesehen, wie die Hunde sicher gelandet und zum Park gelaufen seien.

Erleichtert machte sich Marisa auf den Weg, um nach ihnen zu suchen, doch sie konnte ihre Hunde nirgends entdecken.

Marisa lieh sich ein Handy und rief ihren Bruder an. Sie erzählte ihm, was los war, und bat: „Bitte komm mich abholen und hilf mir, meine Hunde zu finden." Ihr Bruder kam rasch und die beiden fuhren durch die Gegend, um die Hunde zu suchen. Dann sagte Marisa: „Ich glaube, wir sollten zum Park zurückkehren." Dort kam ihnen Maggie entgegengelaufen. Bis Daisey gefunden wurde, dauerte es jedoch weitere 17 Stunden. An der Suche waren eine Internetseite für vermisste Haustiere, ein örtlicher Fernsehsender und die Polizei beteiligt.

Für Marisa war es eine Nacht der Wunder. Sie hatte alles im Feuer verloren. Aber Gott hatte ihr Leben und das Leben ihrer Hunde gerettet. Doch warum? Als Marisa Gott diese Frage stellte, vernahm sie folgende Antwort: „Weil ich mit dir noch nicht fertig bin." Die Worte waren Balsam für ihre Seele. Sie erinnerte sich an ihre Berufung, mit Kindern zu arbeiten, und beschloss, alles ihr Mögliche zu tun, um wieder in ihren alten Beruf als Sozialarbeiterin zurückzukehren.

Monate später zog sie nach Arizona, um als Leiterin des Mädchenwohnheims an der adventistischen Holbrook Indian School zu arbeiten. Dort betreut sie zusammen mit Maggie und Daisey, die von allen Kindern geliebt werden, mehrere Dutzend Mädchen. Sie könnte nicht glücklicher sein. „Ich kann mir nicht vorstellen, etwas anderes zu tun", sagt sie.

Einsatz für den Sabbat

Ana hatte nicht vor, Adventistin zu werden. Sie liebte die Kirche ihrer Kindheit auf den Philippinen und wollte nicht am Samstag in den Gottesdienst gehen. Aber als sie die Bibel studierte, wurde sie von der Bedeutung des Sabbats überzeugt und wurde Adventistin.

Dann gab es Ärger mit ihrer Arbeitsstelle. Ana unterrichtete Mathematik für Schüler mit besonderem Förderbedarf an einer öffentlichen Oberschule. Es war ihr erstes Lehrjahr und sie musste am Samstag ein paar Kurse besuchen, um einen Masterabschluss in Sonderpädagogik zu erlangen. Ana sprach mit dem Verantwortlichen des Schulbezirks, in dem sie unterrichtete. „Ich kann an diesen Kursen nicht teilnehmen, weil ich Siebenten-Tags-Adventistin bin", erklärte sie. „Wenn Sie diese Kurse nicht besuchen, verlieren Sie Ihren Job", erwiderte der Schulbezirksleiter. Ana hatte Angst. Sie war die Einzige in ihrer Familie, die Geld verdiente. Ein Semester lang ging sie zu den Samstagskursen. Aber ihr Gewissen plagte sie und so sagte sie dem Schulbezirksleiter: „Ich kann das nicht mehr machen." Zu ihrer Überraschung antwortete dieser: „Ich überlasse Ihnen die Entscheidung." Dann erfuhr Ana, dass sie nicht entlassen werden konnte. Als sie zum ersten Mal darum gebeten hatte, nicht an Samstagskursen teilnehmen zu müssen, war sie in der Probezeit gewesen. Nun war die Probezeit vorbei und sie konnte nicht mehr gekündigt werden. Sie versprach sich selbst, den Sabbat nie wieder zu brechen.

Ana unterrichtete neun Jahre lang an der Schule. Am Ende dieser Zeit stand sie vor einem weiteren Sabbat-Test. Über eine Personalvermittlungsagentur bewarb sie sich für eine Lehrstelle in den USA. Eine Schule in Kalifornien wollte sie kennenlernen, wollte das Vorstellungsgespräch aber an einem Samstag führen. Ana sah das als Zeichen Gottes, nicht in den USA arbeiten zu sollen. Sie bat den Personalvermittler, ihre Bewerbung aus der Datenbank zu nehmen.

Einen Monat später rief die Personalvermittlungsagentur erneut an. Eine Schule in Arizona war daran interessiert, sie einzustellen. „Kann ich das Vorstellungsgespräch an einem anderen Tag als Samstag führen?", fragte Ana. „Sie können sich an jedem Tag der Woche mit Ihren potenziellen Arbeitgebern unterhalten", antwortete der Vermittler. Ana führte das Gespräch an einem Freitag und die Schule bot ihr vier Tage später die Stelle an. Ana war überrascht und lobte Gott. Während ihrer Zeit als Lehrerin in den USA wurde Anas Sabbattreue noch mehrmals geprüft, aber sie arbeitete nie mehr an Gottes Ruhetag.

Die Prüfungen endeten, als Ana einige Jahre später eine Stelle an der adventistischen Holbrook Indian School angeboten wurde. Dort arbeitet sie heute als Mathematiklehrerin für Schüler mit besonderem Förderbedarf Ana liebt es, ihren Schülern Mathematik beizubringen und mit ihnen über den Sabbat zu sprechen. Sie sagt: „Ich setzte mich für den Sabbat ein und Gott setzte sich für mich ein."

Das perfekte Grundstück

Die Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten wollte ein Gemeindegebäude in der Nähe des Navajo-Reservats im US-Bundesstaat Arizona errichten. Adventisten aus der ganzen Welt trugen durch die besonderen Missionsgaben im Jahr 2011 zu diesem Projekt bei. Doch es gab ein großes Problem: Wo sollte die Kirche gebaut werden?

Die Stadt Page, die an der Grenze zum Navajo-Reservat liegt, wurde als idealer Standort ausgewählt. Jetzt fehlte das passende Grundstück. Die städtischen Behörden hatten jedoch eine Regelung erlassen, die besagte, dass alle Kirchen an einer bestimmten Straße liegen mussten. Diese Straße mit den vielen Gotteshäusern trug deshalb die Spitznamen „Kirchenstraße" und „Heilige Kurve". Leider waren alle Grundstücke an dieser Straße belegt. So blieb nur die Möglichkeit, ein bereits vorhandenes Kirchengebäude zu erwerben.

In der Straße gab es eine Kirche, die nicht genutzt wurde. Das Gemeindehaus der Southern Baptist war verfallen, nachdem die Mitglieder alt geworden und verstorben waren. Der Diakon, der für die Kirche verantwortlich war, beschloss, das Grundstück zum Verkauf anzubieten. Ein Sachverständiger ermittelte einen Grundstückswert von 850.000 Dollar. Aber die Adventisten hatten keine 850.000 Dollar. Der Teil der Kollekte, der für den Neubau gesammelt worden war, war weitaus geringer. Selbst mit Unterstützung der Nordamerikanischen Division und anderer Fördermittel reichte das Geld nicht für das Grundstück. Adventistische Verantwortungsträger sprachen mit dem Baptisten und beteten.

Die Adventisten waren jedoch nicht die Einzigen, die an dem Grundstück interessiert waren. Der Standort war erstklassig: an der Hauptstraße, die in die Stadt führte; direkt gegenüber einer öffentlichen Schule. Eine beliebte Fast-Food-Kette sah in dem Grundstück den perfekten Ort, um ein Restaurant zu eröffnen. Die Fast-Food-Kette bot dem Diakon zwei Millionen Dollar.

Der Diakon stand vor einer schweren Entscheidung. Er betete ernsthaft. Als er betete, spürte er, dass die Menschen eher eine Kirche als ein Fast-Food-Restaurant brauchten. Er bat die Kirchenleitung der Southern Baptist Convention, den Adventisten das Grundstück für 250.000 Dollar zu verkaufen. Diese stimmten zu. Die Kollekte der besonderen Missionsgaben und andere Beiträge reichten aus, um das Grundstück zu kaufen. „Es war unglaublich", sagt Nancy Crosby, die die adventistische Missionsarbeit unter den amerikanischen Ureinwohnern in dem Navajo-Reservat sowie in Utah und Nevada leitet. „Zweifellos hatte Gott die Tür geöffnet."

Normalerweise beginnt eine Gemeindeneugründung mit einer Handvoll Menschen, die sich zu Hause trifft. Wenn die Gruppe zu groß wird, sucht sie sich einen größeren Versammlungsort. In Page startete die Gemeinde in einem Gebäude, das viel größer war als nötig. „Es schien, als würde man den Wagen vor das Pferd spannen", sagt Nancy. „Aber Gott wusste, was er tat."

Aufs Abendmahl warten

Katrina war überglücklich, als sie hörte, dass eine Adventgemeinde in Page, Arizona, eröffnet wurde, denn in der Nähe des Navajo-Reservats, in dem sie lebte, gab es keine Gemeinde. Am ersten Sabbat ging die ältere Frau nach der Predigt zum Pastor. „Ich habe seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr an einem Abendmahl teilgenommen", sagte sie. „Wann können wir Abendmahl feiern?"

Pastor James hob hilflos die Hände. „Wir haben momentan nicht die notwendigen Gegenstände dafür", sagte er. Ehrlich gesagt fehlte es der Gemeinde an vielen Dingen. Es war ein Wunder, dass sie überhaupt ein Gebäude hatten. In Page müssen sich neue Gemeinden nach bereits vorhandenen Kirchengebäuden umschauen. An der Straße, an der alle Kirchen stehen müssen, gibt es keinen Platz, um ein neues Gemeindehaus zu bauen. Die Adventgemeinde schaffte es mithilfe der besonderen Missionsgaben, das Kirchengebäude einer anderen Konfession abzukaufen. Als Pastor James ankam, stellte er jedoch fest, dass die Räume dringend repariert werden mussten und es an grundlegender Ausstattung fehlte, einschließlich der Gegenstände für das Abendmahl. Es fiel ihm schwer zu entscheiden, wie er die begrenzten Mittel einsetzen sollte.

Aber Katrina war entschlossen, das Abendmahl zu empfangen. „Ich werde sehen, was ich tun kann", sagte sie. „Was brauchen wir?" Der Pastor meinte, sie bräuchten Schüsseln für die Fußwaschung. „Wenn ich meine nächste Sozialhilfe bekomme, kaufe ich welche", sagte Katrina. Am nächsten Sabbat übergab sie der Frau des Pastors sechs weiße Schüsseln. „Ich werde noch mehr bringen, wenn ich meinen nächsten Scheck bekomme", erklärte sie.

Jedes Mal, wenn Katrina ihre Sozialleistungen erhielt, kaufte sie weitere sechs Schüsseln und übergab sie der Frau des Pastors. Manchmal nahm sie auch Geld von den Rentenzahlungen ihres Mannes. Es dauerte drei Monate, bis Katrina genügend Schüsseln gekauft hatte. Dann fragte sie Pastor James: „Können wir jetzt Abendmahl feiern?" Pastor James bedankte sich für ihre Großzügigkeit. „Aber", sagte er, „wir haben keine Handtücher." „Ich werde sehen, was ich tun kann", erwiderte Katrina. Als ihr nächster Sozialhilfescheck eintraf, kaufte sie ausreichend weiße Handtücher, damit jeder am Abendmahl teilnehmen konnte. Dann fragte sie Pastor James: „Können wir jetzt Abendmahl feiern?" Der bedankte sich erneut für ihre Großzügigkeit und meinte: „Wir brauchen vorher noch Tabletts." Katrina wusste nicht, wo sie diese erwerben sollte. Also sagte sie: „Ich spende etwas Geld dafür."

Kurz darauf schenkte eine andere Adventgemeinde ein Abendmahlsset; jetzt hatte die Page All Nations-Adventgemeinde alles, was für die Abendmahlsfeier benötigt wurde. Die Frau des Pastors backte Abendmahlsbrot, und Katrina und andere Gemeindeglieder feierten zum ersten Mal in der Page All Nations-Gemeinde Abendmahl. Katrina war überglücklich und dankte Gott von ganzem Herzen.

Es war Jesus

Pastor James hörte es laut an seiner Haustür in Page, einer Stadt neben dem Navajo-Reservat in Arizona, klopfen. Ein amerikanischer Ureinwohner stand vor seiner Tür. „Meine Tochter braucht Hilfe", sagte er. „Sie hat Bauchschmerzen." Pastor James fragte: „Muss sie ins Krankenhaus?" „Nein, nein", erwiderte der Vater. „Wir brauchen nur Gebete." James bat den Vater herein, aber der schüttelte den Kopf. „Sollen wir in die Gemeinde gehen?", fragte James und deutete auf die Adventgemeinde nebenan. „Ja, das ist eine gute Idee", sagte der Vater. Er fuhr sein Auto zum Hintereingang des Gemeindehauses und die Mutter stieg zuerst aus. „Sie ist besessen", sagte die Mutter. Verwirrt dachte James: „Was ist los? Die Mutter sagt, sie sei besessen, aber der Vater spricht nur von Bauchschmerzen."

Der Vater öffnete die Autotür und half seiner Tochter auszusteigen. Sie krümmte sich vor Schmerzen. Sie schien Ende zwanzig zu sein. James hatte noch nie mit Dämonenbesessenheit zu tun gehabt und dachte: „Wenn sie besessen ist, wird sie nicht in die Kirche gehen wollen." Er beobachtete, wie die junge Frau ihrem Vater in die Kirche folgte. Aber als sie durch die Tür ging, bekam sie Schaum vor dem Mund, kniete sich auf den Boden und grunzte wie ein Tier. Ihr Vater, der um einiges größer war als sie, sagte: „Ich habe keine Angst vor dir." Er wandte sich an James und meinte ungeduldig: „Sprechen Sie einfach das Gebet, damit es aufhört." Die Mutter hingegen hatte Angst und hielt Abstand zu ihrer Tochter.

James öffnete eine Bibel bei Markus 9, der Stelle, an der Jesus einen bösen Geist aus einem Jungen austrieb. Wie Jesus den Vater des Jungen fragte, fragte auch James: „Wie lange hat sie das schon?" Der Vater war von der Frage genervt. Er wollte nicht zugeben, dass seine Tochter besessen war. Er wollte nur, dass James betet.

Dann griff die Tochter an. Sie packte ihren Vater und würgte ihn. Der Vater, der kurz zuvor behauptet hatte, keine Angst vor ihr zu haben, rief: „Hilfe! Helfen Sie mir!" Die Mutter lief vor Angst aus der Kirche. James berührte die Tochter leicht an der Schulter. Sofort ließ sie ihren Vater los. James hatte keine Ahnung, was er nun tun sollte, aber er hatte keine Angst. Er wusste, dass Gott sich um ihn kümmern würde.

Die Tochter drehte sich langsam um und starrte James an. Dann hob sie eine Hand, als ob sie zuschlagen wollte. Aber sie berührte James nicht. Er sah ihr in die Augen. Sie waren leer. Es war, als wäre sie nicht da. James betete still, dass Jesus sie befreien möge. Einen Moment später brach sie zusammen und lag am Boden. Dann betete James, dass Jesus sie wiederherstellen möge. Sie stand auf und setzte sich auf einen Stuhl. Sie war eine völlig andere Person. Mit normaler Stimme fragte sie: „Wer hat mir geholfen?" Es war Jesus gewesen.

James hat die Familie nie wiedergesehen. Er weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Aber seit dieser Nacht versteht er, dass der große Kampf zwischen Christus und Satan im Navajo-Reservat sehr real ist.

Eine Begegnung mit dem Bösen

Der Vater tadelte seine schwangere 15-jährige Tochter Lusa: „Du könntest deinem Baby Schaden zufügen!“ Lusa, die Kräuter geraucht hatte, reagierte trotzig. Adiv, der aus Michigan stammte, beobachtete die Szene. Er war bei Lusas Familie in Alaska zu Besuch. Er und alle anderen im Haus waren Adventisten. Plötzlich zogen sich Lusa, ihr Vater und ihre Mutter ins Schlafzimmer zurück und schlossen die Türe.

Im Wohnzimmer spürte Adiv eine seltsam bedrückende Atmosphäre. Er wusste nicht, was vor sich ging, aber er fing an zu beten. Während er betete, hörte er lautes Fluchen durch die Schlafzimmertür. Dann kam die Mutter aus dem Zimmer. „Das Mädchen ist besessen“, sagte sie. „Du musst beten.“

Adiv betete noch intensiver. Er bat Gott um Weisheit. Mit seiner Bibel kniete er vor der geschlossenen Schlafzimmertür. „Herr, führe mich“, betete er. „Vergib mir alle meine Sünden.“ Dann betete er für das Mädchen und ihre Eltern.

Schreie drangen durch die Tür. Der Vater kam heraus. „Hast du mich gerufen?“, fragte er. „Nein“, antwortete Adiv. „Möchtest du reinkommen?“, fragte Vater. Adiv wollte eigentlich nicht ins Schlafzimmer gehen, aber höflich sagte er: „Ja.“

Im Zimmer sah er Lusa schreiend auf dem Rücken liegen. Der Vater ging zur Mutter, die neben dem Mädchen stand. Adiv kniete mit seiner Bibel in der Nähe der Tür. Er wollte so nah wie möglich an der Tür sein, falls er wegrennen musste.

Die Eltern begannen das Kinderlied *Jesus liebt mich* zu singen. Von der Tür aus sang Adiv mit. Als sie über Jesu Liebe sangen, hörte Lusa auf zu schreien. Sie begann zu weinen: „Papa, ich brauche deine Hilfe!“ Adiv sah die Angst im Gesicht des Vaters. „Ich kann dir nicht helfen“, erwiderte der Vater. „Du musst Jesus anrufen.“ Dann schrie Lusa auf. „Sie ist nicht mehr deine Tochter“, sagte eine tiefe Stimme aus ihrem Mund.

Adiv schaute auf die Bibel in seiner Hand. Er wusste nicht, was er als Nächstes tun sollte, aber er kannte die Kraft des Wortes Gottes. Er öffnete die Bibel und begann, einen Psalm laut zu lesen. Im nächsten Moment hörte das Mädchen auf zu schreien und kroch über den Boden auf ihn zu. Adiv betete um Glauben und las weiter.

Als Lusa ihn erreichte, hob sie eine Hand und schlug die Bibel auf den Boden. „Ich hasse dieses Buch“, knurrte sie. Adiv hob die Bibel auf und las den Psalm weiter. Lusa schlug ihm zwei weitere Male die Bibel aus der Hand. Der Kampf zwischen Christus und Satan dauerte weitere 90 Minuten. Adiv und die Eltern sangen, beteten und lasen aus der Bibel, bis die Finsternis das Haus verließ. Der böse Geist war fort.

An diesem Tag lernte Adiv, dass der große Kampf zwischen Gott und Satan real ist. Lusas Geschichte ist nicht einzigartig unter den Ureinwohnern Alaskas. Auch einige Adventisten erleben solche Dinge. Adiv betet aus ganzem Herzen dafür, dass das ewige Evangelium in ganz Alaska verkündet wird. „Ich möchte hierbleiben, solange es geht“, sagt er. „Es gibt eine Arbeit, die getan werden muss. Die Menschen müssen Christus kennenlernen.“

Der Warum-Junge

James war ein „Warum-Junge". Immer wenn er im Sommercamp gebeten wurde, etwas zu tun, fragte er: „Warum?" James war ein Waisenkind und lebte bei Verwandten in einem kleinen Dorf der indigenen Bevölkerung Alaskas. Diese Verwandten schickten ihn ins Sommerlager Camp Polaris, einem adventistischen Sommercamp für Kinder der indigenen Bevölkerung.

James gefiel es im Camp. Er hatte viel Freude an den verschiedenen Wassersportarten, die sie auf dem See ausübten. Doch bei der Abendandacht verwandelte sich James' Lächeln in ein Stirnrunzeln. Beim Gebet standen die sieben Jungen, die in derselben Hütte wie James schliefen, auf. Ihr Betreuer Adiv stand ebenfalls auf. Aber James blieb sitzen. Adiv flüsterte James zu: „Du musst aufstehen." Eine der Campregeln besagte, dass jeder aus Respekt vor Gott beim Gebet stehen müsse. James stand widerwillig auf.

Bei der nächsten Morgenandacht blieb James während des Gebets sitzen, ebenso während des Gebets bei der Abendandacht. Dann drehte er sich mehrmals zu seinem Sitznachbarn und quatschte mit ihm. Adiv ermahnte ihn jedes Mal, aber James hörte nicht auf ihn. Am dritten Tag bat Adiv James, mit ihm nach draußen zu gehen. Dort erinnerte Adiv den Jungen an die Campregeln: „Aus Respekt vor Gott musst du beim Beten aufstehen und darfst nicht reden." „Warum sollte ich aufstehen? Warum darf ich nicht reden?", fragte James. „Ich habe Gott noch nie gesehen. Ich weiß nicht einmal, ob es einen Gott gibt."

Adiv nutzte die Gelegenheit, um mit James über Gott zu reden. Er sprach über den Wind, der oft durch das Lager wehte. „Auch wenn du den Wind nicht siehst, weißt du, dass er existiert, weil du ihn auf deiner Haut spürst und das Rascheln der Blätter in den Bäumen hören kannst", sagte er. „Auf die gleiche Weise kann ich Gott nicht sehen, aber ich kann seine Gegenwart um mich herum spüren."

Tränen bildeten sich in James' Augen und es platzte aus ihm heraus: „Wenn es Gott gibt, warum passieren dann schlechte Dinge? Wo war Gott, als meine Mutter starb? Wo war Gott, als mein Vater starb?" Adiv erklärte, der Tod sei nicht Teil von Gottes Plan gewesen. Aber die ersten Menschen sündigten gegen Gott, und Schmerz und Tod wurden Teil des Lebens. Also sandte Gott seinen Sohn Jesus, um für die Sünden aller zu sterben. Diejenigen, die an Jesus glauben, werden für immer mit ihm in einer Welt ohne Schmerz und Tod leben. „Auch wenn du ihn nicht sehen kannst, ist Gott da", sagte Adiv. James hörte still zu. „Ist Gott wirklich da oben?", fragte er leise.

Nach diesem Gespräch stellte sich James beim Beten hin. Er sagte nie, woran er währenddessen dachte, aber Adiv hofft, dass er über Gott nachdenkt.

Warum lächelt Caleb?

Caleb beschloss, die Andacht in seiner Hütte im Camp Polaris in Alaska kurzzuhalten. Es war der zweite Tag des Camps und die sechs Jungen, die er betreute, waren müde von den vielen Eindrücken des Tages. Noch bevor Caleb beginnen konnte, schlief einer der Jungen ein. Er litt unter Entzugserscheinungen vom Kautabak. Viele Kinder der indigenen Bevölkerung Alaskas, die am adventistischen Sommercamp teilnahmen, waren süchtig nach Kautabak und litten in den ersten Tagen unter dem Nikotinentzug.

Caleb entzündete ein Feuer im kleinen Ofen der Hütte. Auch im Sommer werden die Nächte in Alaska kühl. Obwohl die anderen fünf Jungen müde waren, wollten sie noch nicht ins Bett gehen. „Können wir uns ans Feuer setzen?", fragte einer von ihnen. Caleb winkte die Jungen zu sich. „Wer ist Gott für euch?", fragte er. Die Jungen antworteten abwechselnd. „Er ist der Retter", sagte einer. „Er ist im Himmel", sagte ein anderer. „Er ist treu", sagte ein Dritter.

Dann war Caleb an der Reihe, den Jungen zu erzählen, wer Gott für ihn war. „Gott ist liebevoll", sagte er. „Er ist großzügig, vergebend, barmherzig und friedlich." Ein Junge rief: „Das sind große Worte, Mann!" Caleb lächelte. „Gott ist wie ein bester Freund, der immer für dich da ist – und sogar noch mehr", sagte er.

Die Jungen dachten einen Moment lang über die Idee eines immer präsenten besten Freundes nach. Der Junge, den Calebs Worte beeindruckt hatten, meldete sich erneut zu Wort. „Hast du jemals einen Engel gesehen?", fragte er. Ohne auf eine Antwort zu warten, erklärte er: „Ich schon!" Dann erzählte er eine unglaubliche Geschichte über einen Engel mit glänzenden Flügeln. Es klang so, als würde er sich die Geschichte spontan ausdenken. Caleb lächelte. „Engel sind ziemlich cool", sagte er. Er war froh, dass die Jungen über geistliche Themen sprechen wollten. Schließlich sollten die Kinder der Ureinwohner Alaskas durch das Camp Polaris vor allem Jesus kennenlernen.

Nach der Andacht spielten die fünf Jungen Verstecken. Nachdem sie etwa 45 Minuten gespielt hatten, gingen sie ins Bett. Die meisten schliefen schnell ein. Aber ein Junge fühlte sich nicht gut. „Ich habe Heimweh", sagte er zu Caleb. „Wenn ich Heimweh habe, kann ich nicht einschlafen." „Du musst noch nicht schlafen", erwiderte Caleb. „Aber ich möchte, dass du dich hinlegst." Der Junge tat es und schlief nach einiger Zeit doch ein.

Auch Caleb legte sich hin. Als er langsam einschlief, dachte er daran, wie die Jungen während der Andacht Interesse an Gott gezeigt hatten und über geistliche Themen sprechen wollten. Er lächelte. Gott wirkte in den Herzen der Jungen.

Danke, dass ihr mit euren besonderen Missionsgaben 2015 dabei geholfen habt, dass in Camp Polaris in Alaska neue Hütten gebaut werden konnten! Die besonderen Gaben dieses Vierteljahres werden wieder Alaska zugutekommen; diesmal dem Bau eines Begegnungszentrums in Bethel.

Der Dauer-Buddy

Der elfjährige Micah, der in Oregon, USA, lebte, fand die Missionsgeschichte aus Camp Polaris, einem adventistischen Sommercamp in der Nähe von Dillingham, Alaska, spannend. Die Geschichte handelte von indigenen Jungen, die Angst vor Geistern hatten, bis sie lernten, dass Jesus mächtiger ist. Micah hätte nicht gedacht, dass es in den USA Kinder gibt, die Angst vor Geistern haben und Jesus nicht kennen. Deshalb spendete er am 13. Sabbat so viel er konnte, um den Kindern im Camp Polaris zu helfen.

Micah wusste nicht, dass er sechs Jahre später im Camp Polaris arbeiten und die Gelegenheit haben würde, mit indigenen Jungen über Jesus zu sprechen. Aber genau das geschah. Als 17-jähriger Schüler der Oklahoma Academy ging er nach Alaska, um einen Sommer lang als Betreuer im Camp mitzuhelfen.

Im Camp Polaris war er für sechs Jungen im Alter von 10 bis 15 Jahren in einer der Hütten verantwortlich, die mithilfe der besonderen Missionsgaben – darunter auch Micahs Gaben – gebaut worden waren. Er betete jeden Tag für eine Gelegenheit, den Kindern Jesus näherbringen zu können.

Eines Abends las Micah zur Abendandacht Römer 8,38–39 (Hfa): „Denn ich bin ganz sicher: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Dämonen, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch irgendwelche Gewalten, weder Hohes noch Tiefes oder sonst irgendetwas auf der Welt können uns von der Liebe Gottes trennen, die er uns in Jesus Christus, unserem Herrn, schenkt.“ Micah schaute auf und fragte: „Was denkt ihr darüber, dass Gott immer bei uns und unser Freund ist?“

Die Jungen dachten einen Moment nach. Dann meldete sich ein Junge zu Wort: „Jesus ist unser Dauer-Buddy.“ Die anderen Jungen lachten. Camp Polaris nutzt das Buddy-Prinzip. Bei diesem muss ein Kind stets mit einem Begleiter unterwegs sein. Wenn ein Junge beispielsweise zur Toilette gehen will, muss er einen Kumpel mitnehmen. Wenn er seine Wasserflasche am Wasserhahn auffüllen will, muss er einen Kumpel mitnehmen. Wenn er in seine Hütte zurückkehren will, um etwas zu holen, muss ein Kumpel mitgehen. Die Jungen kannten das Buddy-Prinzip durch das Camp. Aber der Bibelvers brachte sie darauf, dass Jesus ihr „ewiger Kumpel“ ist, der überall mit ihnen hingeht.

„Das stimmt!“, rief Micah. „Jesus ist unser Dauer-Buddy. Egal, was wir tun, Jesus ist immer bei uns. Manchmal vergessen wir einen Freund auf der Toilette, aber wir müssen uns keine Sorgen machen, dass Jesus uns vergisst.“ Das Lächeln der Jungen wurde breiter. Ihnen gefiel die Vorstellung, dass Jesus ihr Kumpel ist, der immer bei ihnen ist.

Als Micah sich schlafen legte, strahlte er vor Freude. Er fühlte sich großartig! Er hatte jeden Tag dafür gebetet, eine Gelegenheit zu haben, den Jungen etwas Wichtiges über Jesus mitzugeben. Es war ein großartiger Abend gewesen.

Wachsam sein und beten

Der Direktor von Camp Polaris in Alaska rief am späten Abend zu einer Notfallbesprechung. Wes schloss sich den anderen Mitarbeitern an. Seine Freundin Rachel, die als Betreuerin im Camp arbeitete, berichtete den anderen von seltsamen Vorkommnissen in der Hütte, in der sie sich um acht indigene Mädchen kümmerte. Immer wenn vor dem Schlafengehen Jesus erwähnt wurde – manchmal in Gebeten und manchmal in der Andacht – passierte Seltsames. Die Mädchen hatten Angst und träumten schlecht. Am Ende der Besprechung beteten die Mitarbeiter, bevor sie für die Nacht in ihre Hütten gingen.

Als Wes seine Hütte erreichte, war es fast 23 Uhr. „Jetzt ist keine Zeit zum Schlafen", dachte er. „Jetzt ist Zeit zum Wachen und Beten." Wes folgte dem Pfad zu den neuen Jungentoiletten, die vor Kurzem mithilfe der besonderen Missionsgaben gebaut worden waren. Er setzte sich in der Nähe hin und begann für Rachel, ihre Mädchen und ihre Hütte zu beten. „Herr, ich bete, dass deine Engel Rachels Hütte umgeben", sagte er. „Halte jeden bösen Einfluss fern, damit die Kinder das Camp genießen und dich kennenlernen können." Wes war entschlossen zu beten, bis er spürte, dass seine Gebete nicht mehr nötig waren.

Nach etwa dreißig Minuten hörte Wes Geräusche. Er betete weiter. Dann sah er einige Leute zum Boot des Camps gehen. Er lief hin und erfuhr, dass es einem Mädchen schlecht ging. Sie musste ins nächste Krankenhaus gebracht werden. Wes war ausgebildeter Notfallsanitäter, also stieg er mit ins Boot. Er war froh, dass er gebetet hatte, sodass er wach war und helfen konnte.

Nachdem sie das Mädchen sicher ins Krankenhaus gebracht hatten, fuhren Wes und die anderen zurück zum Camp. Mittlerweile war es 2 Uhr morgens. Es war dunkel und das Sonar des Bootes funktionierte nicht. Der See war an manchen Stellen so flach, dass die Gefahr bestand, auf eine Sandbank oder einen Felsen aufzulaufen oder zu kentern. Wes und alle im Boot beteten. Mithilfe des GPS-Navigationsgeräts machte sich die Gruppe vorsichtig auf den Weg zurück zum Camp. Aber dann wurde das Boot langsamer. Das Ufer sollte direkt vor ihnen sein. Aber niemand konnte etwas sehen. Es war stockdunkel. Sie konnten nicht sicher anlegen. Wes und alle im Boot beteten eindringlich.

Plötzlich schien ein helles Licht in der Mitte des Camps. Wes und die anderen konnten nun die Hütten sehen – und sie konnten das Ufer erkennen. Sie steuerten das Boot auf das Licht zu und legten sicher an. Wes und die anderen wollten der Person danken, die das Licht eingeschaltet hatte. Aber das Licht ging aus, sobald das Boot befestigt war. Jeder im Camp schien zu schlafen.

Am Morgen versuchten Wes und die anderen herauszufinden, wer das Licht angemacht hatte. Aber jeder sagte, er hätte geschlafen. Wes ist überzeugt, dass ihnen ein Engel den Weg zum Camp gezeigt hatte.

Erpressung

Im kleinen Dorf Togiak in Alaska gingen die Schwestern Josephine und Emily an einem Sommerabend eine staubige Straße entlang. Obwohl es etwa 19 Uhr war, stand die Sonne noch hoch am Himmel. Die Sonne würde nicht vor Mitternacht untergehen.

Es gab nicht viel, was die Kinder an den langen Sommertagen im Dorf tun konnten. „Schau mal!“, rief die zwölfjährige Emily überrascht, als sie vor der Adventgemeinde stehen blieb. „In dieser Kirche findet eine Kinderbibelwoche statt. Ich möchte hineingehen.“

Aber die 17-jährige Josephine hatte keine Lust darauf. „Aber ich will“, sagte Emily. „Und ich will nicht“, erwiderte Josephine vehement. „Ich will etwas anderes machen.“

Emily sah kurz traurig aus, dann hatte sie eine Idee. „Wenn wir nicht hingehen, werde ich dir nichts von meinem Kautabak abgeben“, sagte sie. Josephine sah ihre kleine Schwester an. Sie selbst hatte keinen Kautabak mehr und wusste nicht, wo sie welchen herbekommen sollte. Sie schaute zur Kirche. Sie dachte daran, wie gereizt und schlecht gelaunt sie sein würde, wenn Emily ihre Drohung wahr machen und ihren Kautabak nicht teilen würde. „In Ordnung“, sagte sie. „Gehen wir.“

Und so kam es, dass Josephine die Adventgemeinde betrat, weil sie von ihrer kleinen Schwester erpresst worden war. Sie setzte sich in die letzte Reihe, während Emily sich den etwa zwanzig Kindern anschloss, die an den Aktivitäten teilnahmen. Nach einer Weile kam der Pastor der Gemeinde zu Josephine und stellte sich als Chad vor. Er fragte Josephine, ob sie dabei helfen wollte, Snacks und Materialien auszuteilen. Josephine stimmte zu.

Danach kamen sie und Emily jeden Abend zur Kinderbibelwoche. Am Ende der Woche lud der Pastor Josephine ein, mit auf ein Sommercamp zu fahren. Dorthin würde sie mit einem Flugzeug fliegen, in einem Bus fahren und ein Boot nehmen.

Die Idee gefiel Josephine sehr. Aber sie war sich sicher, dass sie zu alt für ein Kinderferienlager war. „Kein Problem“, sagte der Pastor. „Möchtest du im Camp helfen?“ Ein breites Lächeln breitete sich auf Josephines Gesicht aus. Das klang gut.

So ging sie als Betreuerin ins Camp Polaris. Sie unterstützte eine erwachsene Betreuerin, die für eine Gruppe von Mädchen zuständig war, die der indigenen Bevölkerung Alaskas angehörten. Sie lernte während ihrer Woche im Lager auch viel über Jesus.

Josephine liebte das Sommerlager so sehr, dass sie im nächsten Jahr und im darauffolgenden Jahr wiederkam. Zwischen den Lagern ging sie weiterhin in die Adventgemeinde. In ihrem Herzen wuchs die Liebe zu Jesus. Jesus half ihr auch, mit dem Kautabak aufzuhören. Josephine übergab ihr Leben Jesus und ließ sich taufen.

Heute arbeitet Josephine immer noch im Camp Polaris – aber jetzt als eine der Leiterinnen. Jedes Jahr bringt sie sieben bis zehn Kinder aus ihrem Dorf ins Camp, damit diese dort Jesus kennenlernen können.

© 2024 Advent-Verlag · 21337 Lüneburg
Übersetzung und Bearbeitung: Angelika Uhlmann
Druck: Thiele & Schwarz · Kassel